

1922  
**Der Spiegel**

für

**Kunst, Eleganz und Mode**

Lebenter Jahrgang.



**52.**

Sonnabend, 1. Juli.

**1937.**

Ueber Prof. Leopold Kupelwieser's Hauptaltarblatt:  
„Der heilige Joseph.“

Von Joseph Preleuthner \*).

Wir beeilen uns auf eine Erscheinung im Gebiete der Kunst aufmerksam zu machen, welche sowohl durch äußere Ausstattung in Bezug auf Großartigkeit, als durch innern Gehalt und Tiefe der Anschauungsweise, der höchsten Beachtung würdig erscheint, und in jeder Beziehung als Epoche machendes Kunstwerk jeden Zweifel zerstreuen muß, der je gegen die Fähigkeit und Tüchtigkeit der vaterländischen Künstler erhoben worden ist. Wir meinen nämlich Prof. L. Kupelwieser's Altarbild „der heilige Joseph“, welches im Auftrage des kunstsinigen Stadtmagistrats zu Pesth ausgeführt, nunmehr durch einige Zeit in Wien, im fürstlich Schwarzenberg'schen Pallaste am Rennwege dem Publikum zur Betrachtung ausgestellt sein wird. Es mißt 30 Fuß Höhe und 15 Fuß Breite; die Veranlassung seiner Bestellung gab die Herstellung eines neuen schönen Hochaltars in der Kirche des heil. Joseph in Pesth, zu dessen Hauptzierde das Bild bestimmt ist.

Es gibt wohl keine schwierigere Aufgabe für den Geschichtsmaler, als jene, welche ihm gar keine Handlung zur Darstellung bietet, sondern ihm nichts übrig läßt, als durch schöne Form und hauptsächlich durch den den Gestalten inwohnenden Ausdruck allein das Gemüth des Beschauers zu fesseln. An solchen Stoffen, welche wir „historische Stillleben“ nennen möchten, ist schon ihrem Wesen nach die christliche Religion vorzugsweise reich, besonders in den Darstellungen der Heiligen, der Mutter Gottes, der heil. Familie, ja der göttlichen Personen selbst, da, wo sie nicht handelnd auftreten, sondern bloß bestimmt sind, als Zeichen geistiger Erhebung und Erinnerung die An-

\*) Obigen Artikel entnehmen wir, wegen seines besondern Interesses für Pesth, aus der „Wiener Zeitschrift.“

dacht zu erwecken und zu beleben, eine dieser entsprechende Stimmung zu bewirken, und zur religiösen Begeisterung zu steigern. Bei solchen Darstellungen verläßt den Künstler gewöhnlich Alles, was ihm sonst bei Erschaffung von Kunstwerken zum Anhaltspunkte dient; es steht ihm keine äußere, sich aussprechende Handlung zu Gebote, er kann keine Reichhaltigkeit in den Massen, nicht die Fülle in der Komposition, die Wirkungen des Kontrastes, der Beleuchtung &c. entwickeln, weil der hohe Ernst und die religiöse Würde solche Dinge nicht verträgt; ja selbst die Beiwerke hat ihm der fromme christliche Glaube nur karg zugemessen, um ja nicht durch solche irdische Gegenstände die hohen Gebilde frommer Verehrung von ihrer geistigen Höhe herabzuziehen. Ganz allein sich selbst und seinem Genius bleibt daher der Künstler bei Darstellung solcher Gegenstände überlassen, und die wenigen Hilfsmittel, welche ihm in solchen Fällen die heil. Schrift, die Legende oder die mündliche Ueberslieferung darbieten, können ihm nur dazu dienen, sein Gemüth in die nöthige Stimmung zu versetzen, und die Anschauungsweise festzustellen; aber sein Herz muß fähig sein nachzufühlen dem Göttlichen, sich aufzuschwingen auf den Fittigen des Glaubens zum Ueberirdischen, um es in seinem Innersten aufzunehmen, festzuhalten, zu durchdringen; sein Geist muß der höchsten Konzeption fähig sein, den Eindruck der Weihe ungeschwächt wieder zu geben, das Innerste aufschließen zu können mit Hilfe der Kunst. Diese Weihe ist daher die Grundbedingung alles christlichen Kunststrebens, die durch nichts ersetzt werden kann, deren Mangel stets gefühlt wird, welche aber, wenn sie vorhanden, eine unbegreifene, unbezwingbare Gewalt selbst in dem Busen derer übt, die nichts weniger als zu religiösen Stimmungen geneigt sind. Sie ist der Maßstab, mit welchem christliche Kunstwerke gemessen werden müssen; und es ist die Erfahrung allgemein, daß dort, wo dieses Element fehlt, zwar verständige, kunstfertige Hervorbringungen, aber keine Schöpfung echt christlicher Kunst entstehen, die eher wohl auf alles andere, nur nicht auf religiösen Werth Anspruch machen können. Daß durch dieses geistige Moment gelungene Darstellungen solcher Gegenstände sehr vermindert werden, ist einleuchtend; und vielleicht war es dieser Umstand hauptsächlich, welcher die Aussetzung von Typen oder Musterbildern im Gebiete der christlichen Kunst, wenn auch nicht ganz hinderte, doch wenigstens nicht in der Schärfe und Geschlossenheit zuließ, wie sie bei den Griechen Platz gegriffen haben.

Aus den angeführten Gründen muß auch die Darstellung des heil. Joseph zu den schwierigsten Aufgaben christlicher Kunst gerechnet werden, nicht nur, weil über sein Leben wenig bekannt ist, sondern hauptsächlich weil der Charakter, in welchem dieser Heilige erscheint, zur künstlerischen Darstellung wenig Anhaltspunkte darbietet. Es sind wohl die Tugenden des Gehorsams, der Unschuld, der stillen Demuth und frommen Ergebung, welche dem heil. Joseph vorzugsweise zugeschrieben werden, der höchsten Verehrung würdig, aber nicht in eben dem Maße zur künstlerischen Darstellung geeignet. Sie unterdrücken die Affekte, hemmen die freie, deutlich ausgesprochene Handlungsweise, und lassen die starke Willenskraft, die ihnen zu Grunde liegt, nicht hervortreten in äußerer, selbstthätiger Bewegung; stets auf ein besseres Jenseits gewendet, stellen sie die irdischen Leiden als göttliche Prüfungen dar, die als solche nicht entfernt, sondern mit Ergebung ertragen werden müssen. In diesem Charakter

Stimmung zu be-  
 solchen Darstellun-  
 gung bei Erschaffung  
 keine äußere, sich  
 haltigkeit in den  
 des Kontrastes,  
 die religiöse Würde  
 der fromme christ-  
 liche Gegenstände  
 öhre herabzuziehen.  
 Künstler bei Dar-  
 Hilfsmittel, welche  
 e mündliche Ueber-  
 ücht in die nöthige  
 aufstellen; aber sein  
 aufzuschwingen auf  
 seinem Innersten  
 der höchsten Konz-  
 wieder zu geben,  
 Diese Weihe ist da-  
 ie durch nichts er-  
 che aber, wenn sie  
 n dem Busen derer  
 neigt sind. Sie ist  
 erben müssen; und  
 ement fehlt, zwar  
 Höpfung edst christ-  
 e nicht auf religiö-  
 ge Moment gelun-  
 rden, ist einleucht-  
 welcher die Ausstel-  
 icken Kunst, wenn  
 härfe und Geschlos-  
 aben.  
 ung des heil. Jo-  
 chnet werden, nicht  
 uptfächlich weil der  
 ristischen Darstellung  
 des Gehorsams, der  
 e dem heil. Joseph  
 würdig, aber nicht  
 Sie unterdrücken  
 andlungsweise, und  
 nicht hervortreten  
 Jenseits gewendet,  
 die als solche nicht  
 diesem Charakter

lassen die heil. Schrift und die Legende den Heiligen stets erscheinen, immer als den frommen Dulder, als gehorsamen Vollzieher des göttlichen Willens voll Hingebung und Demuth. Nach dem äußeren Typus, der sich über ihn gebildet, erscheint er gewöhnlich in Kunstwerken als ättlicher Mann, meist stehend, das Jesuskind auf den Armen, die Lilie in Händen tragend, als Abzeichen seiner Sittenreinigkeit, als Merkmal seiner Bevorzugung. Dieses war im Allgemeinen die Aufgabe, welche Prof. Kupelwieser auf so großem Raume auszuführen hatte. Er hat sie gelöst, er hat sie genügend und vollkommen gelöst, durch eine höchst poetische und bedeutungsvolle Erfindung, durch Zuhilfenahme der religiösen Symbolik, durch Einwebung einer passenden Handlung, endlich durch eine tüchtige, würdige, großartige Auffassung und Darstellung des Gegenstandes. Er hat in einem hohen Grade bewiesen, wie mächtig er seines Stoffes gewesen, und es verstanden habe, die der christlichen Lehre inneliegende hohe Poesie aufzufassen, und als einen reichen Schatz in seinem Werke niederzuliegen.

Das Bild besteht aus zwei Abtheilungen, aus dem alten und neuen Bunde. Inmitten des oberen Theiles des Bildes steht in himmlischer Glorie der Heilige auf dem Regenbogen, dem Sinnbilde überirdischer Verkärung, auf den Armen das göttliche Kindlein tragend; demuthsvoll senkt er seine Augen ob der Verherrlichung, und neigt das Haupt liebevoll zum Kinde, das er im Leben geschützt, genährt und geliebt; aber in dem geneigten Haupte, auf den gesenkten Augenlieden ist eine Frömmigkeit, eine moralische Kraft ausgegossen, wie sie nur die höchste geistige Konzeption hervorzufringen im Stande ist. Kindlich umfaßt das Kindlein den Hals des Heiligen, gleichsam als sollte Christus dort am liebsten weilen, wo die Demuth am meisten im Herzen wal- tet. Den Heiligen umgeben, und zwar zur Rechten der Erzengel Raphael mit dem Wanderstabe, und Michael, bewaffnet mit Panzer und Schwert und Schild; auf der linken Seite der Erzengel Gabriel, der ihm die Lilie darreicht, das Zeichen makelloser Reinigkeit und Frömmigkeit in seinem Stande, welchen ein Englein durch Winkelmaß, Zirkel und Art in Händen bezeichnet. Ueber ihnen schweben im himmlischen Scheine die Chöre der Engel, lobsingend und preisend, mit der Krone des ewigen Lebens über dem Haupte des Heiligen. Es ist wohl der Gedanke einer der herzerhebendsten des christlichen Glaubens: er geleite den Menschen von seiner Geburt, von seinem Antritte der irdischen Pilgerreise an, der Engel des Herrn, führe ihn schützend und lehrend auf sei- ner Bahn, daß er nicht abirre vom Pfad des Heiles, nicht gerathe in die Abgründe der Bosheit, in den Pfuhl sündlicher Unstätigkeit — und dieser Geleitsmann ist der Erzengel Raphael. Nicht weniger schön ist der Gedanke: es kämpfe der Mensch nicht verlassen, nicht trostlos mit dem Urfeinde, sondern es stehe ihm ein rüstiger Kämpfer zur Seite, der ihn schirme mit dem Schilde des Glaubens, und den Feind schlage mit dem starken Schwerte des göttlichen Willens — und dieser nie bezwungene, immer siegreiche treue Hort „Einer wie Gott“ ist der Erzengel Michael. Und wenn der Mensch gewandelt die Pfade des Herrn, gekämpft den Kampf des Glaubens, reiche ihm der Him- melskote, der Verkünder des Heils, Gabriel, die Lilie der Unschuld und Frömmigkeit, mit der Palme des Sieges, während die himmlischen Heer-

schaaren sich freien über den Sieg des Menschen, jauchzen über den Triumph des Gerechten, und ihn schmücken mit der Krone des ewigen Lebens.

Durch die glückliche Auffassung und Anwendung dieser erhabenen und zugleich so poetischen Ideen des Christenthums ist es dem Künstler gelungen, nicht nur die Verherrlichung des Nährvaters Christi, sondern gewissermaßen die ganze Geschichte seines Lebens sinnbildlich darzustellen, und durch diese Symbolik die Drangsale des Tugendhaften, aber auch dessen Lohn anzudeuten, dem Gläubigen zum Muster und zum leuchtenden Beispiel der Nachahmung.

(Beschluß folgt.)

### Ein Pariser Zahnarzt.

Ein Zahnarzt zu Paris ist jung und lebt als Mann der Mode. Seine Wohnung befindet sich im ersten Stal eines prächtigen Hauses, gerade über dem Eingang. Sein Cabinet strahlt von ausgezeichnetem Luxus; sogar sein Schaffott, ein Lehnstuhl à la Voltaire, worin der gefoltete Patient sich windet, ist prächtig ausgeschmückt. Auf einem Pfeilertisch, im Styl des Mittelalters, steht eine purpurne Sdale, deren Anblick allein schon Schauder verursacht, denn man gedenkt ihrer Bestimmung. Nicht weit davon ist auf einem Tischchen, dessen battistene Decke blendend weiß dem Eintretenden entgegen glänzt, eine Sammlung kleiner Instrumente aus blendendem Stahl gruppiert, deren Einfassung und Schmuck der Kunst eines Juweliers gleichkommt. Der Zahnarzt scheut sich nicht, diese kleinen, unschädlichen Instrumente vor Euren Augen auszubreiten, hütet sich aber wohl, Euch einen Seitenblick in die geheimnißvolle Schublade seines Tisches zu gewähren; denn dort liegen die wirklichen Folterwerkzeuge verborgen. Er versteht es, die letzteren bis zum Augenblick der Exekution geschickt im Aermel zu verbergen; entlokt dann der Schmerz ihrer Berührung Euch einen unwillkürlichen Schrei, so seid versichert, er wird zugleich und noch lauter schreien, um die Ueberzeugung zu wecken, er allein sei der Leidende.

Im Zimmer des Zahnarztes betritt der Fuß nur seidengewirkte Tapeten; Blumenluft lieblost dort den Geruchssinn in jeglicher Jahreszeit; schöngebundene Sammlungen von Stahlstichen erheitern den Geist und bezwecken, die Erneuerung der Schmerzen, welche den Besuchenden herbeiführen, für den Augenblick der Vergessenheit zu übergeben. Ein Bücherschrank von fein polirtem Holze zieht sich an der Wand hin. Die Fächer dieses ausgezeichneten Möbels enthalten eine Masse Koketter, duftender Büchsen und kleiner Phiole in verschiedenen Farben. Das Aeußere beider ist anlockend, denn sie verschaffen dem Zahnarzt den größten Theil seines Einkommens.

Stets bleibt er gleichgiltig, ob er den Mund der Besuchenden beraubt oder bereichert, ob er Zähne auszieht oder einsetzt; beim Scheiden brückt er mit Anmuth und Sicherheit einen auf Rosapapier gebruktten Bericht seiner Kunst, worin eine Büchse oder eine Phiole gewickelt ist, mit Gewandtheit Euch in die Hand, so daß Niemand es vermag, die Waare zurückzuweisen. Dies ist nämlich eine Abgabe, die er von der Eigentliebe oder Koketterie der Besuchenden zu erheben gewohnt ist.

ber den Triumph  
Lebens.

habenen und zu  
nfler gelungen,  
en gewissermaßen  
und durch diese  
Bohn anzudeuten,  
r Racheiferung.

In unserer Zeit muß der Zahnarzt, der alten Sitte entgegen, alle Zähne im schönsten Zustand besitzen. Seine Haare sind kurz abgeschnitten, seine Hände weiß und fein, seine Rede ist fließend; nie darf ein Bart seine Oberlippe beschatten. Seine Füße hüllt er in Pantoffeln aus rothem Maroquin, trägt Beinkleider aus gewürfeltem Stoff und einen Schlafrock von türkischem Atlas; ein Foulard ist nachlässig um seinen Hals geflügelnd, und Diamanten glänzen an jedem Finger; er besitzt ein Kabriolet, zwei Pferde und drei Geliebten. Endlich ist er der einzige Sterbliche, welcher das beweiendwerthe Vorrecht genießt, durch Schmerzen, die er Andern verursacht, viel Geld zu gewinnen, ohne ihren moralischen Widerstand zu erweken.

### Sultan Mahmud und sein Militär.

er Mode. Seine  
fes, gerade über  
agus; sogar sein  
erte Patient sich  
n Styl des Mit-  
schon Schauer  
eit davon ist auf  
stretenden entge-  
em Stahl grup-  
ers gleichkommt.  
Instrumente vor  
en Seitenblick in  
dort liegen die  
letzteren bis zum  
entlokt dann der  
ei, so seid ver-  
Ueberzeugung zu

angewirkte Tapes  
Jahreszeit; schön  
t und bezwelen,  
erbei-führen, für  
hrank von sein  
s auszeichneten  
nd kleiner Phio-  
b, denn sie ver-  
uchenden beraubt  
Schneiden drückt er  
n Bericht seiner  
mit Gewandtheit  
zurückzuweisen.  
er Kollaterie der

Miß Vardoc (in ihrem interessanten Werke über Konstantinopel) bemerkt über die türkischen Truppen Folgendes: „Die Truppen nahmen sich (bei einer Revue bei dem Kurban-Bairam-Fest) zwar in Reihe und Glied bei Weitem besser aus, als ich es erwartet hatte, allein der Sultan Mahmud wird doch noch viel zu thun haben, ehe er ihnen das Ansehen wirklicher Soldaten geben kann. Die Leute sind schmutzig, schlaff und unbeholfen, gehen, vermöge ihrer Gewohnheit, immer auf ihren Beinen zu sitzen, einwärts, und marschiren, als ob sie noch immer ihre Pantoffeln nachschleppten. Das abscheuliche Gesitz ihnen bis tief auf die Augen hinunter, und die schlecht zugeschnittenen Uniformen sind aus den größten und schlechtesten Zuthaten gemacht. Endlich vernahmen wir die willkommenen Töne des kaiserl. Musikkorps. Voraus kamen zwölfs Läufer in reich mit Dressen besetzten Uniformen und mit hohen Militärmützen, und diesen folgten 20 Leibpagen, die ebenfalls sehr glänzend gekleidet waren, und in ihren Schako's Federn, oder vielmehr Schweise von steifen Federn trugen, zwischen denen künstliche Blumen von ungeheurer Größe angebracht waren. Dieser Koppsuz war ursprünglich erfunden worden, um den Sultan zu verbergen, wenn er dazwischen einher schritt, und ihn so gegen die Wirkung der bösen Blicke zu sichern! Der gegenwärtige Grofsultan liebt indeß die Verborgenheit nicht sehr, und die Pagen, welche seine Vorgänger immer regelmäßig umgeben mußten, schreiten nun vor ihm her, während ein Haufe von Offizieren ihren Platz einnimmt, von denen zwei dicht neben dem Steigbügel des Sultans hergehen, die übrigen aber etwas weiter hinten bleiben. Da dies das Erstmal war, wo ich den Grofskern sah, so beugte ich mich, sehr neugierig, auf meinen Knien vorwärts; um ihn recht genau zu betrachten, und ich sah nun, in einer Entfernung von 15 bis 20 Yards (45 bis 60 Fuß), einen Mann von edler Gesichtsbildung und angenehmer Haltung, der mit ruhigem Anstande zu Pferde saß, und dessen Aeußeres ungemein einnehmend war. Er trug an seinem Ges eine Nigrette von Diamanten, welche einen Busch von Pfauenfedern zusammenhielt; um seine Schultern hing ein weiter blauer Mantel, dessen Kragen aus lauter Juwelen bestand, und an dem dritten Finger der Hand, in welcher er den Bügel hielt, glänzte der größte Diamant, den ich in meinem Leben gesehen zu haben mich erinnere. Indem er in langsamem Schritt dahin ritt, ertönte der Ruf: „Lange lebe

der Sultan Mahmud!“ aus den Reihen der Soldaten, und wurde von der Menge wiederholt, ohne daß jedoch der Sultan den Zuruf durch einen Gruß erwidert hätte.

## Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

### Theater.

Vesth. (Mad. Schödel als Fide-lio. — Die falschen Vertraulichkeiten.) Am 27. Juni gab Mad. Schödel den Titelpart in Beethovens klassischer Oper: „Fidelio“ zur zweiten Gastrolle. Die geschätzte Künstlerin erregte hier, wenn möglich, noch größere Sensation, als bei ihrer ersten Erscheinung. Sie excedirte in allen Theilen durch Wohlklang, Stärke und Reinheit der Stimme, Feuer, Gefühl und Ausdruck im Vortrage und durch eine wohlangebrachte, höchst wirkungsvolle Agilität im Spiele. Die einfache und tragende Gesangsweise ist ihren Kräften besonders zusagend, so daß sie damit unwiderstehlich auf Herz und Gemüth wirkt. Die effektvollen Szenen im Kerker waren erhaben schön ausgeführt. Der Gesang war von Leidenschaft beseelt und die mimische Darstellung hatte eine romantische Farbe. Mad. Schödel nähert sich hier nicht nur der Mad. Schröder-Devrient, die in Deutschland als Prototyp aller Fidelios gilt, sondern sie übertrifft noch gewissermassen, besonders an Zartheit des Gesanges, diese so hochgepriesene und überschätzte deutsche Malibran. Unser Gast erfreute sich einer höchst ehrenvollen Theilnahme. Großer Applaus. Mehrmaliges Hervorrufen \*). — Herr

\*) Mit Bedauern vernehmen wir, daß, wegen der plötzlichen Unpäßlichkeit der Dem. Rauch, und da die Abreise der Mad. Schödel (nach ihrem Vaterlande Siebenbürgen) keinen Aufschub erleidet, die vor-

gebrachte als Florestan ausgezeichnet brav. Er sang und spielte ergreifend schön und führte überhaupt seinen Part mit dramatischer Einsicht durch. Er erhielt lebhaften Beifall. Die Herren Oberhoffer, Kaler, Köger, so wie Dem. Rauch erfreuten sich ebenfalls verdienten Beifalls. — Tags darauf gab man zum Erstenmale: „Die falschen Vertraulichkeiten“ Lustsp. in 3 A. a. d. Franz des Marivaux von J. G. v. Mailath. Ein echtes französisches Stück nach alter Schule mit einer Intriguen-Maschinerie, in welcher die Valetdes-Chambres die Haupttriebsebern bilden. Es handelt sich hier darum, das Herz einer reichen, jungen, hübschen, aber stolzen Wittwe für einen mittellosen, schlichten u. bescheidenen jungen Mann zu erobern. Ein Freund des Liebhabers schleicht sich im Hause der Wittwe als Kammerdiener ein, der Liebhaber selbst als Sekretair u. so muß die Sache gehen. Aber die Mittel, die hier angewendet werden, sind jenen ganz entgegengesetzt, die bei Donna Diana sich so wirkungsvoll erweisen; denn während Don César Stolz dem Stolze entgegengesetzt, muß unser Liebhaber sich w a h n s i n n i g verliebt stellen und siebe, auch das führt unfehlbar zum Ziele. Wie manigfaltig sind doch die Mittel, mit denen man ein sprödes Weiberherz erweichen kann!

gehabten fernern Gastrollen dieser Sängerin nicht stattfinden können. Man tröstet sich mit der Hoffnung, sie bei ihrer Rückreise noch einige Mal zu hören.

er wurde von der  
durch einen Gruf

## onisse.

an ausgezeichnet  
pielte ergreifend  
aupt seinen Vart  
cht durch. Er erz  
ll. Die Herren  
ker, so wie Dem.  
ebenfalls verdien  
darauf gab man  
die falschen Verz  
n. in 3 A. a. d.  
von F. Grafen  
ranzösisches Stük  
einer Intriguens  
cher die Balletbes  
siechfedern bilden.  
daraum, das Herz  
, hübschen, aber  
inen mittellosen,  
en jungen Mann  
und des Liebha:  
Hause der Witt:  
ein, der Lieb:  
retair u. so muß  
r die Mittel, die  
eben, sind jenen  
die bei Donna  
ngewoll erweisen;  
Cäsar Stolz dem  
muß unser Lieb:  
n i g verliebt stel  
das führt unfehl:  
manigfaltig sind  
t denen man ein  
erweisen kann!

Gastrollen dieser  
tattfinden können.  
mit der Hoffnung,  
itreise noch einige

Also unser Liebhaber, Namens Lin:  
den, bekommt seine Wittwe, obwohl  
er ihr vorher eingestekt, daß er sie  
betrogen habe, d. h., daß er sich nur  
gestellt hätte, als wäre er wahnsinnig  
in sie verliebt, und daß er und sein  
Freund keine wirklichen Diener wären.  
Aber dies aufrichtige Geständniß rührt  
die Wittwe noch mehr und sie wird erst  
recht die Seinige. — Wenn gleich im  
Ganzen etwas Einförmigkeit herrscht,  
indem sich Alles um einen und densel:  
ben Gegenstand dreht, so ist doch viel  
Geschik in der Durchführung, in dem  
Dialoge, in der Charakterzeichnung  
und in den Situationen allenthalben  
sichtbar und das Stük gefiel sehr. Auch  
die Uebersetzung verrieth viel Geschik  
und Fleiß. — Die Darstellung war  
durchgehends sehr gelungen. Mad. Ka:  
lis-Vadjera gab die Wittwe mit weib:  
licher Grandezza, anständiger Haltung  
und doch mit vieler konversationeller  
Grazie; Hr. Kalis den schlauen Kam:  
merdiener, eine Art modernen Verin,  
mit vieler Geschliffenheit und politis:  
ter Verschmitztheit; Hr. Desfoir den  
Liebhaber mit berechneter Wahrheit;  
Herr Berg den Prokurator Rasch mit  
heiterer Lebenslust; Hr. Rott den dum:  
men Bedienten mit einer Fülle von  
Laune. Außerdem verdienen Mad. De:  
ny, Dem. Schmit u. Hr. Fröhlich in  
ihren kleinern Rollen Erwähnung.

F.

## Mignon: Zeitung.

Frankfurt. Die hiesige Ober:  
postamtszeitung von 20. Juni enthält  
unter ihren Intelligenznachrichten fol:  
gende Anzeige: „Aufforderung, das  
Heilmittel der Cholera betreffend. Noch  
lebt in traurigem Andenken eines Je:  
den, wie furchtbar die schauerhafte  
Seuche (Cholera) fast ganz Europa ge:  
felte, wie viele Tausende von Men:

schcn durch sie weggerafft wurden; es  
drückt das Gemüth nieder, daß die  
einsichtsvollen Aerzte ihr Wiederkehren  
prophezeihen. Es ist bekannt, daß ein  
Mann in Deutschland lebt, der ein  
erprobtes Präservativ gegen solche bez:  
sigt; warum macht er doch dieses nicht  
bekannt, hat er kein menschliches Er:  
barmen? — Der Unterzeichnete, dem  
der Besitzer dieses Präservatives bez:  
kannt ist, ohne daß er hier seinen Na:  
men nennt, fordert denselben auf, die:  
ses unschätzbare Geheimniß zum Besten  
der Menschheit in Wälde bekannt zu  
machen, widrigenfalls man sich genö:  
thigt sieht, seinen Namen öffentlich zu  
nennen, und ihn als einen fühllosen  
Menschen zu bezeichnen, der sich an:  
dernfalls ein großes Verdienst um die  
leidende Menschheit erwerben würde.“  
Unterzeichnet: „Ein Menschenfreund.“  
— Es fragt sich nun, ob „der Menschen:  
freund“ u. der „Fühllose“ die Inser:  
tionsgebühre für diese Anzeige nicht ge:  
mein schaftlich bestritten haben. M.

Buntes aus London. An  
den neuen Silwagen des Londoner Ge:  
neral-Postamts ist hinten eine Vor:  
richtung angebracht, durch welche, ohne  
daß der Kondukteur abzustiegen braucht,  
beim Herunterfahren von Bergen ge:  
hemmt, auch, wenn die Pferde durch:  
gehen, der Wagen sofort angehal:  
ten werden kann. Diese Vorrich:  
tung ist höchst einfach: zwei Stüke  
Holz, welche gegen die Räder drücken;  
eine Verbindungsstange geht bis an  
die Deke des Wagens, und wird durch  
eine Schraube gedreht. Die Wirkung  
auf die Räder ist augenblicklich. — Ein  
Haushofmeister in England hat kürz:  
lich ein originelles Mittel zum Selbst:  
mord gewählt, indem er sich in einer  
Biertonne ersäufte. Spielverluste sol:  
ten ihn in Verzweiflung gebracht haben.

Buntes aus Paris. Bei  
dem großen Diner in Versailles waren

(nach der Erzählung von Pariser Dispositionenblättern) die Gäste an Tischen mit 12 Gedelen vertheilt. Es wurde servirt: Fette Brodsuppe, Rindfleisch, eingemachte Tauben, Hühner, Salat, ein Gericht Gemüse. Von Fasanen und andern Herrlichkeiten will man nichts gesehen haben. Ein solches Essen könnte man bei einem Restaurateur im Palais-Royal für 40 Sous haben. Noch dazu waren fast alle Speisen kalt. (Vielleicht soll das Ganze nur eine Parodie der schwülstigen Festbeschreibungen sein!) — Zu Ehren der Vermählung des Herzogs und der Herzogin von Orleans fanden in Marseille große Festlichkeiten Statt. Sie begannen Morgens im Hafen, wo alle Schiffe unter dem Kanonendonner der Forts und dem Geräusche aller Glocken ihre Flaggen aufzogen. In der Stadt waren alle Läden geschlossen, die Menge durchzog die Straßen; Revue; auf der Börse wurden an 100 Knaben und 16 Mädchen Sparkassenbücher vertheilt, worin als Geschenk des Kronprinzen 100 verzeichnet waren. Später wurden aus städtischen Mitteln 16 Mädchen mit 300 Fr. beschenkt, die ebenfalls in die Sparkasse niedergelegt werden, bis sie sich verheirathen. Im Hafen fand darauf Fischerfeste Statt, welches bis 6 Uhr Abends dauerte. — Man erzählt noch immer traurige Details über die Vorfälle auf dem Marsfelde. Eine Madame Cornuty und ihre Niece Klotilde, ein Mädchen von 18 Jahren, waren dabei anwesend. Beide Frauen hielten sich fest umschlungen, als das Gebränge sie immer mehr zusammenpreßte. Auf einmal werden sie auseinandergerissen. Madame Cornuty stürzt

tobt zusammen, ihre Knochen sind zer-malmt. Klotilde verliert darüber die Besinnung; halb erstikt fällt sie wenige Schritte von ihrer Tante entfernt nieder, und wird von einem Kürassierkapitän aufgehoben. Obwohl entseztlich verkrümmelt, wurde sie doch durch eine Aderlässe wieder zum Leben gebracht. — Hier soll man für 300,000 Frank's falsche Münze gefunden haben. — Der Direktor des Pariser Variététheaters hat ein Patent auf ein eben so einfaches als sinnreiches Mittel, die Schauspielhäuser gegen Feuer zu schützen, erhalten. — In Belleville bei Paris sollte zwischen zwei Bayern ein Zweikampf auf Leben und Tod stattfinden. Sie erschienen mit Sekundanten auf dem Kampfplatze, u. kleideten sich aus. Dem Einen wurde ein Auge ausge-schlagen; der Andere erhielt einen Biß in die Schulter, daß ein etwa 3 Zoll großes Stül herausfiel. Die Sekundanten legten sich hierauf ins Mittel, und die beiden Kämpfer wurden fürchterlich zugerichtet nach Hause gebracht.

B.

G o t h a. Hier war dieser Tage ein Handwerker, dessen Familie an der Krätze litt, so unvorsichtig, sogenannte Hausmittel anzuwenden. Er gab am Abend Schwefelblüten in Branntwein, heizte sehr warm ein, und legte noch überdies schwere Decken über die Kranken. Am andern Morgen waren die Schwägerin von 21 Jahren und zwei Kinder von 11 und 9 Jahren erstikt.

D.

M o b e n b i l d. Nr. 26.

(P a r i s, 18. Juni). Loque von Keis-stroh mit einem Paradiesvogel gejert. Kleid. von Pou de Soie.

Halbjähriger Preis 4 R., mit freier Postsendung 5 R. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. E. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Wien (Ferkung, außerhalb des Wasserthors), in E. Winkers u. F. Tomatas Kunsthandlungen zu Pesth und bei allen L. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.